

# Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Bellege zur  
**Neuen Temesvárer Zeitung.**

Verlag von Dévay & Reif in Cemesvár.

## Künstlerblut.

Roman von D. von Ellendorf.

13.

Es war am frühen Morgen eines Augusttages, als durch einige der engen, schlechtgeplasteren Straßen Roms in südöstlicher Richtung ein leichter Wagen dahinrollte. Auf dem Boche saß gähmend und mürrisch, als habe er nicht ausgeschlafen, der Betturino, dessen linke Hand die schlaff herabhängenden Zügel hielt, während die Rechte den dicken Peitschenstiel umklammerte, von welchem er jedoch dem alternden Pferde gegenüber, das ihm sein Brot verdienen helfen mußte, nur einen äußerst spärlichen Gebrauch machte.

Im Wagen selbst hatten zwei junge Männer Platz genommen, deren äußere Erscheinung sowohl als auch die Sprache, in welcher sie sich unterhielten, sie sofort als Ausländer charakterisierten. Es war Herbert Wallburg und ein deutscher Kunstgenosse, dem er sich in der ihm wildfremden Stadt angeschlossen hatte; sie waren im Begriff, nach Genzano zu fahren, wo heute das alljährliche berühmte Blumenfest gefeiert werden sollte, dem selten ein in Rom weilender Künstler fernbleibt, da sich dort überreiche Gelegenheit zu malerischen Studien bietet.

Bald hatten sie die ewige Roma hinter sich und gelangten auf die Campagna, jenes meilenweite, mit verfallenen Grabdenkmälern, Willenresten und Tempelruinen besäte Trümmerfeld, das sich wie ein gewaltiger Riesenkirchhof vor den Toren Roms dahinstreckt.

Grauer, wogender Morgennebel lag auf der weiten Fläche, der stummen Zeugin einstiger Größe eines untergegangenen Volkes, und die tiefe Stille, die hier herrschte, unterbrach nur zuweilen der aufmunternde Ruf des Betturino, der sein Pferd in freundschaftlichen Worten ersuchte, die gar zu träge Gangart, in die es zu leicht verfiel, mit einem etwas rascheren Tempo zu vertauschen.

Die langsam höher steigende Sonne zerstreute allmählich die Nebel und öffnete den Reisenden den Blick in die Ferne.

Hier und da wirbelte dichter Rauch zwischen den bemoosten Gesteinmassen empor, von den Feuern herrührend, welche die

Hirten, die während der warmen Jahreszeit vom Gebirge herabkommen, um ihre Kinder, Schafe und Ziegen auf die Grasplätze der Campagna zu treiben, angezündet hatten, und ihre abenteuerlichen Gestalten mit dem gelben Teint, dem schwarzen langen Haar und den Blutaugen voll Feuer und Leidenschaft, sahen träumerisch auf dem herrlich gearbeiteten Kapital einer umgestürzten Säule und schauten gedankenvoll in die Flammen oder saßen in kleinen Trupps beisammen und erzählten sich graufige Geschichten von den Räubern, die sich in der Campagna herumtreiben, in unterirdischen Grabgewölben wohnen und den harmlosen Touristen berauben, wenn nicht gar mit einem wohlgezielten Schusse aus dem Hinterhalte in das Jenseits befördern.

An der Straße, auf welcher der Wagen dahinrollte, erblickten die jungen Maler von Zeit zu Zeit hölzerne Kreuze, welche die Stätten bezeichneten, wo ein Wanderer überfallen und getötet worden war und der Verbrecher an derselben Stelle die wohlverdiente Strafe erlitten hatte.

Die beiden Jünglinge hatten ihre Skizzenbücher zur Hand genommen und zeichneten eine besonders malerische Ruine, eine in die Augen fallende Säulengruppe, mit flüchtigen Strichen ab.

Die heiteren Gespräche waren, je weiter sie in dieses Trümmerfeld hineinkamen, nach und nach verstummt und hatten einer ernsten Stimmung Platz gemacht, welche die auf Schritt und Tritt sich entgegenstellenden Zeugen der Vergänglichkeit ihnen aufnötigten. Drüben, weit in der Ferne, zogen sich die zahllosen Bogen der berühmten Wasserleitung hin, welche wie ein tausendfüßiges Reptil sich vom Gebirge bis zur Siebenhügelstadt erstreckten, weiter nach rechts aber begrenzten die saftgrünen Matten des Albanergebirges die Erde, und helle Punkte, das Mauerwerk einzelner Landhäuser und Willen, leuchteten wie hoffnungserweckende Sterne aus dem dunklen Laubwerk hervor, nach der langen Fahrt durch das öde, traurige Gestrüpp und verfallende Gestein zu neuem Lebensgemusse einladend.

Je näher sie dem Gebirge kamen, desto spärlicher traten die Ruinen auf, die in der Nähe der Hauptstadt fast eine zusammenhängende, gewaltige Trümmermasse bildeten. Die Landschaft wurde frischer, angenehmer, das düstere, graue Moe-



Erster Strickunterricht. Nach dem Gemälde von J. Günther. (Mit Text.)  
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

ins Wasser einlegen, Erbsen, Bohnen und

Reinigen und Lichten ist da. Die Pfirsich-achel- und Johannis-eseht. Die Verebe-imen. Steinobst wird Es kann gedüngt weibe behaft werden. erfandgeschäft ist in Abbeden winter-erten.

n für Fuchsen. Man Heideerde, 25 Teile erde, 25 Teile Laub-ubrette oder 40 Teile ile Laub- oder Mist-ile Komposterde und ette. Die Erdarten fein gesiebt werden. ette können auch an-el, wie feingefiebte mpfies Knochenmehl, eter und gepulverter rrmist treten.

Man hängt einige en alten, mit Klein-ck in einen Bottich d dasselbe die Fär-weins angenommen n damit die Rosen-um der Vegetation bracht, äußert diese rkung durch Färbung ch kräftige und starke em durch die schönen llige Dünger ist des-mpfehlen.

, morgens eine Tasse el Honig getrunken, ittel gegen Influenza in.

werden mit heißer gt, wobei man das elhalmes zum Scheu-n. Sie werden hier-asser gespült, getrod- sand blank gepuht. der Schneerud ab-üssen an der Bruch-itten und bei nicht n mit Baumrötel eicht man im Holz-berühren, weil diese t überwallen würde.

rade. den ersten weiten der Welt; Vorsicht! das Ganze nem Feld. Melitta Berg.



Er (D-er-3).

herausgegeben

gestrüpp, welches zwischen dem verfallenen Mauerwerk wucherte, wurde seltener und an seine Stelle traten wilder, duftender Gold-  
 lach und blühende Reseda, umschwärmt von Tausenden von Bienen.

Ein erfrischendes Lüftchen wehte von den Bergen her und trug das Aroma der Drangen- und Zitronenblüten bis zu dem alten römischen Lohnfuhrwerk, das der müde Gaul durch die Campagna dahinschleppte.

Die Straße begann sich jetzt allmählich aufwärts zu winden, und prächtige Olivenwälder, abwechselnd mit Maulbeer-, Myrten- und Lorbeerbäumen besetzt, zu durchschneiden. Mächtige, stachelige Kakteen streckten den Malern ihre schönen purpurfarbenen Blütenfelde entgegen, als wünschten sie porträtiert zu werden, und hin und wieder begegnete ihnen ein mürrisch dreinschauender Mauleseltreiber, das Tier mit Körben und Säcken schwer beladen, Erzeugnisse des Gebirges enthaltend, die nach Rom zum Verkauf gebracht werden sollten.

Albano, dieses paradiesisch gelegene, einst so wohlhabende, jetzt verarmte Städtchen, lag in der Nähe; zwischen den Bau-  
 trümmern des klassischen Altertums, den Überresten der Willen des Pompejus und Domitian, der Rotonda und dem Grabmal der Horatier erhoben sich die Sommerpaläste römischer Großen, der Barberini und Corsini, deren Familien während der heißen Jahreszeit dem Staub und Geräusch der Hauptstadt entriemen, um hier Gebirgsluft und Waldfrieden zu genießen.

Von einer Anhöhe schaut Kastell Gandolfo, die herrliche Sommerresidenz des Papstes, auf die Stadt und deren Umgebung hernieder, und dazwischen streckt sich die klare blaue Flut des Albanerseees dahin, wie ein mächtiger Spiegel, den eine unsichtbare Hand einer koketten Schönheit vorhält. Weinberge und Zitronenhaine umsäumen seine Ufer, und an der Albano gegenüberliegenden Seite flüstern und rauschen herrliche Kastanienwälder, in denen die wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen der Stadt lustwandeln.

Endlich fuhr der Wagen durch die gut gebauten, regelmäßig, aber schlecht gepflasterten Straßen von Albano; an einem Hause, welches die Aufschrift trug: Osteria e cucina — Wirtshaus und Garfücke — hielt der Kutscher und stieg bedächtig von seinem erhabenen Sitze herab.

„Wir müssen hier einige Zeit verweilen, mein Pferd bedarf der Ruhe und des Futters“, erklärte der Betturino, indem er das Tier auszuschnitten begann.

„Wie lange soll der Aufenthalt hier dauern?“ fragte Herberts Begleiter.

„Wir müssen erst die größte Mittagsglut vorüberlassen, ehe wir wieder aufbrechen“, versetzte der Fuhrmann. „Das Pferd hat schwer zu ziehen und ermattet in der Hitze noch mehr, besonders, da wir keinen ebenen Weg wie in der Campagna mehr haben, sondern die Straße sich durch das Gebirge schlängelt.“

„Darüber können vier Stunden vergehen“, wandte sich der junge Mann an Herbert, „ich schlage deshalb vor, wir bezahlen hier unseren Kosselenter und wandern den schönen, waldigen Weg zu Fuß über Ariccia nach Genzano, eine Strecke von höchstens drei Stunden Entfernung.“

„Einverstanden!“ rief Herbert, stieg noch einmal in den Wagen, um zu sehen, ob nichts liegen geblieben sei, und trat dann mit seinem Freunde in das Innere der Osteria, um sich mit einem Glase Wein für die weitere Wanderung zu stärken.

Der Weg von Albano nach Ariccia ist so herrlich, so poetisch, als wäre er nur für Dichter und Denker geschaffen. In der düstigen Dämmerung, die unter den dichten Laubkronen der Kastanien und Platanen herrscht, wird die Phantasie angeregt und die Seele weich und lyrisch gestimmt.

An einer Biegung des Weges, wo der Wald eine mit Absicht gelassene Lichtung zeigte, blieben die beiden Wanderer überrascht stehen; weit draußen in der Ferne erglänzte das Meer im Sonnenschein, voll erhabener Ruhe, in überwältigender Majestät.

Noch eine kurze Strecke Weges, der Wald ward dünner und dünner, und plötzlich lag das freundliche Städtchen Ariccia mit seinen flachen, weißgetünchten Häusern und der schönen Kuppel seines der Peterskirche in Rom — freilich in viel kleineren Verhältnissen — nachgebildeten Gotteshauses vor den beiden jungen Deutschen.

Außer seiner reizenden Lage bietet aber der Flecken nichts Bemerkenswerthes, und Herbert mit seinem Begleiter hielten sich daher hier nicht auf, sondern marschierten rüstig weiter, dem Ziele ihres Ausfluges, dem Städtchen Genzano zu. Hier herrschte reges Leben und Treiben; aus der ganzen Umgegend waren die Stadt- und Landleute herbeigeilt, um teilzunehmen an dem Blumenfeste, das für das Städtchen eine Quelle ansehnlicher Einkünfte bietet.

Eingende Bauern mit ihren in bunte Stoffe gekleideten Frauen und Mädchen, alle mit Blumen und Kränzen geschmückt, durchzogen die Straßen, Pifferari, den Dudelsack blasend, lenkten die

Aufmerksamkeit auf sich, und das kleine, zerlumpte Mädchen mit den flehentlich blickenden Augen wußte den Moment, wo ein Vorübergehender einen Augenblick der eintönigen Melodie lauschte, geschickt zu benutzen, um ihm mit stummer Bitte den breitkrempigen Hut ihres Vaters hinzuhalten.

Aus den Wirtshäusern und Weinstuben aber drang heller Jubel, Lachen und Stimmengewirr heraus, und zwischendurch war wohl auch ein Zank, ein Wortwechsel zu unterscheiden; das lebhafteste südlische Temperament ist eben leicht erregt, und der unter der heißen Sonne Italiens gereifte Wein erhitze die Gemüter nur noch mehr.

Unartikuliertes Summen und Brummen tönte den beiden entgegen, als sie in eine Osteria traten, um sich nach der Wanderung ein wenig zu restaurieren, und gleichzeitig ein Stück italienischen Volkslebens kennen zu lernen, wie es in dieser urwüchsigen Natürlichkeit sich nur selten zeigt.

An hölzernen, grob gezimmerten Tischen und gleichartigen Bänken saßen zahlreiche Landleute, lärmend und lachend, singend und fluchend. Die meisten hatten ihre Fogliette Wein vor sich stehen, andere aßen ihren Prescuitto, den sie von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Wein anseuchten, und noch andere endlich, namentlich Frauen, langten aus einem mitgebrachten Korbe eine Apfelsine nach der andern hervor, rissen mit den Händen die Schale ab und warfen diese auf den Fußboden, während sie die saftige Frucht ebenfalls mit den Händen zerteilten und verspeisten.

An der einen Seite der Wand stand der Kochherd, auf dem es brodelte und schmorte, daß ein widriger Dampf das Zimmer erfüllte. Eine alte, nicht eben besonders saubere Italienerin stand am Herde und beaufsichtigte das in der Zubereitung begriffene Essen, von Zeit zu Zeit dem kochenden Inhalte des Gefäßes eine Ingredienz zufügend, daß es hochaufzischte und spritzte. Eine große schwarze Kaze saß auf dem Herde und schaute ihrer Herrin zu, mit den grünen lusternen Augen jeder Handbewegung der Frau folgend, in der Erwartung, daß etwas für sie abfallen werde. Als sie sich aber getäuscht sah, erhob sie sich verbrießlich, lief über die kleinen, auf dem Tische neben dem Herd aufgeschichteten Kuchen hinweg und sprang auf das Fenstersims, wo sie sich, vermutlich dem Festtage zu Ehren, zu lecken und zu puzen begann.

Doch auch das Zimmer, so einfach und nüchtern es sonst ausgestattet war, entbehrte heute des Schmuckes nicht. Vor dem Madonnenbilde standen ein paar blaue Vasen mit schönen roten und weißen Rosen, um das Bild selbst schlang sich eine Girlande von Myrten und Rosmarin, und an den Wänden waren Kränze von Eichenlaub und Lorbeer aufgehängt.

Das Blumenfest verdient seinen Namen in der Tat, denn kein Haus, kein Zimmer, und sei es das des ärmsten Lazzarone, ist an diesem Tage ohne die bunten Pieraten von Sträußen und Gewinden.

Die beiden Maler bezahlten und eilten hinaus. Vor der Tür blieben sie stehen und schöpften tief Atem, denn die dicke, qualmige Luft in den Räumen war ihnen unerträglich geworden. Dichtes Menschengewühl empfing sie draußen, das hin und her wogte und die Blumendekoration der Häuser, die sich oft in recht geschmackvollen Dessins repräsentierten, bewunderte.

Schreiende Verkäufer von Salami, Käse, Konfekt, Maronen, Apfelsinen und Melonen suchten sich gegenseitig zu übertönen, an den Ecken standen hinter kleinen Tischen halbwüchsige Burschen und priesen in überschwenglicher Weise ihre Limonade an, und selbst Händler mit Heiligenbildern fehlten nicht, um den Lärm zu erhöhen, der auf die jungen Künstler betäubend, sinnverwirrend wirkte.

„Laß uns diesem Geräusch entfliehen“, sagte Herbert zu seinem Freunde, „ich fürchte für mein Gehör.“ Drunten am See finden wir Ruhe und sicherlich manches landschaftliche Motiv für unser Skizzenbuch.“

Bald lag das ruhige, klare Gewässer vor ihnen; ein ehemaliger Krater ist sein Bett, und Lavamassen bilden seine Ufer, die amphitheatralisch rings aus dem Wasser emporsteigen. Aber wo einst die glühenden Ströme vulkanischer Produkte aus dem dunklen Schlunde emporstiegen und alles Leben vernichteten, da grünt jetzt die Rebe und reist die Traube des feurigen Lacrimae Christi, und herrliche Platanenwälder spiegeln sich in der blauen Flut, die zahlreichen Fischen zum Aufenthalt dient. Über dem Wasser am jenseitigen Ufer liegt auf einem Hügel des Albanergebirges das freundliche Ortschaften Remi, an derselben Stelle, wo einst, zur Blütezeit Roms, der berühmte Tempel der Diana Memorensis sich befand. Remi wird von einer Anzahl kleiner, weißer, in dem charakteristischen Stil gebauter Häuser gebildet, und nur der mächtige Palast der Frangipani, der ehemaligen Lehensherren, ragt über die anderen Gebäude empor.

Unter einem uralten, eiseubewachsenen Feigenbaum hatten die Jünglinge sich niedergelassen, und ihr entzücktes Künstlerauge schweifte über die wundervolle Landschaft, die sich vor ihnen aus-

breitete. Die Skizzenbücher lagen aufgeschlagen auf den Anien, und die Stifte ruhten in ihren Händen, aber noch zögerten sie zu beginnen, denn wo sollten sie anfangen? Alles, was sich ihren Blicken bot, war wert, in das Buch aufgenommen zu werden; in dieser Umgebung bildete jeder Baum, jeder Strauch ein reizendes Motiv für die Hand des Malers.

Die Sonne begann bereits zu sinken, als Herbert und sein Begleiter sich zur Rückkehr anschickten. Die Dächer von Rom und Genzano erglänzten in den letzten Strahlen des Tagesgestirns, und das tiefe Blau des Himmels verwandelte sich nach Westen zu in leuchtenden Purpur. Der herrliche alte Platanenwald rauschte leise und geheimnisvoll im Abendwind, und die tiefgraue Laubnacht schien die poetischen Geheimnisse der römischen Götterwelt zu bergen, denen Dvid und Virgil die Stoffe zu ihren unvergänglichen Dichtungen entlehnten. — Und wie alles, was das deutsche Gemüt bewegt, Freude und Schmerz, sich am liebsten in Tönen äußert, so stimmten auch hier, in dieser überwältigenden Einsamkeit, die beiden Freunde Mendelssohns herrliches Lied an:

„Wer hat dich, du schöner Wald,  
Aufgebaut so hoch dort droben?“

Weiter kamen sie nicht, denn in diesem Augenblicke ertönte von einer wohlgeschulterten, glockenreinen Frauenstimme die Fortsetzung:

„Nur den Meister will ich loben,  
So lang noch mein' Stimm' erschallt!“

Fragend schauten sich die jungen Männer an, jeder schien seinen Ohren nicht zu trauen und von dem andern die Bestätigung zu erwarten, daß er wirklich recht gehört habe. Dann eilten sie mit raschen Schritten der Stelle zu, von wo der Gesang hergekommen war.

Da trat ihnen aus dem Walde eine hohe weibliche Gestalt entgegen. Ein schwarzes Kleid umschloß die volle Figur, schwarzes Haar umwallte das edelgeformte Haupt, und die klassischen Züge wurden belebt von dunklen, ausdrucksvollen Augen. Fast zögerten die Maler, näher zu treten, denn die Erscheinung hatte etwas Gebietendes wie eine in moderne Gewänder gehüllte Minerva.

Wenige Schritte vor dem rätselhaften Wesen blieb Herbert wie angefesselt stehen. War das Täuschung, Blendwerk einer erhabenen Phantasie? Dieses bezaubernde Lächeln, das auf den Lippen der Dame lag, kannte er, diesen süßen, verheißenden, warminnigen Blick hatte er schon oft auf sich ruhen gefühlt.

„Frau von Rodowicz — Sie hier?“ rief er im Tone höchsten Erstaunens, während er näher trat und die dargebotene Rechte der Dame an seine Lippen führte.

„Nicht wahr, das überrascht Sie?“ fragte sie lachend. „Aber das macht das böse Gewissen, seine zurückgelassenen Freunde ignoriert, vielleicht gar vergessen zu haben! Ich ließ in der mir von Ihnen bezeichneten Wohnung nach Ihnen fragen, erfuhr aber, daß Sie dort nur einen halben Monat geblieben und dann in ein anderes Quartier gezogen sind, wohin, wußte niemand. Ich ließ in den deutschen Klub und im Künstlerhaufe nach Ihnen fragen, aber ebenfalls vergebens; man erinnerte sich zwar, den jungen Fremdling gesehen zu haben, aber etwas Weiteres wußte man nicht von ihm.“

„Ich gehe in Rom wenig in Gesellschaft, die Stadt selbst mit ihren Kunstschätzen und ihren Denkmälern einer großen Vergangenheit gewährt mir eine unerschöpfliche Quelle interessantester Unterhaltung, anregendster Studien“, versetzte Herbert Wallburg.

„Das ist der Reiz der Neuheit, später wird das anders“, meinte die Baronin. „Ich habe Kunstenthusiasten gekannt, die von morgens früh bis in die Nacht hinein unter den Trümmern verfallener Tempel herumkrochen und in Verzückung geraten konnten, wenn sie eine antike, in Stein gemeißelte Nische oder das Kapitäl einer zerbrochenen korinthischen Säule fanden. Aber das dauerte nur wenige Wochen; sie bekamen das Wühlen und Kriechen überdrüssig, und baldkehrten diese Maulwürfe wieder zur modernen Gesellschaft zurück.“

„Waren Sie früher schon in der ewigen Stadt?“ fragte Herbert. Ludmilla nickte.

„Als ich noch an der Bühne war, habe ich einen dreimonatigen Urlaub in Italien verbracht und die meiste Zeit davon in Rom“, berichtete sie. „Aber bitte, Ihren Arm, Herr Wallburg.“

Herberts Freund war diskret zurückgeblieben, als er bemerkte, daß es sich hier um eine nähere Bekanntschaft zwischen den beiden handle, während die Baronin mit dem jungen Maler den Weg nach Genzano einschlug. In einiger Entfernung folgte der Diener in der Livree des Hauses Rodowicz, hellblau mit Silber; er trug den Sonnenschirm und ein leichtes Tuch seiner Herrin, das dieselbe aus Vorsorge mit sich genommen hatte.

„Sie haben wohl schwerlich geglaubt, mich so bald wieder zu sehen, als sie vor einigen Monaten sich in Dresden von mir verabschiedeten?“ nahm Ludmilla wieder das Wort. „Ich bin eine Freundin rascher Entschlüsse, und diese Charaktereigenschaft ist

auch die Ursache, daß ich jetzt nicht mehr an den Gestaden der Elbe, sondern an den Ufern des Tiber lustwandle. Es war mir in der Tat recht öde und leer, Herbert, als Sie fort waren“, fügte sie mit leiser, aber dem ganzen Schmelz ihrer wohlklingenden Stimme hinzu.

Der junge Mann erwiderte nichts. Ihm war so seltsam zumute, so wonnig und bang an der Seite dieses schönen, verführerischen Weibes.

„Der Graf Tembrowski, von dem ich Ihnen erzählt habe, besuchte mich in letzterer Zeit öfter, als mir lieb war“, fuhr sie vertraulich fort, „trotzdem ich schon früher seine unverblühte Werbung mit Entschiedenheit zurückgewiesen hatte, und ich beschloß daher, diesen lästigen Zudringlichkeiten aus dem Wege zu gehen und meinen Aufenthalt zu wechseln. Daß ich gerade Rom wählte, während es sich an den oberitalienischen Seen, in Genf oder Monza doch viel angenehmer lebt, hatte seinen guten Grund; ein gewisser junger Künstler, dessen Umgang mir lieb geworden war, bildete den Magnet, der mich südlich zog.“

Sie schaute mit einem so schwärmerischen Blicke zu ihm auf, daß Herbert die Lider senkte; es lag in diesen tiefdunklen, feuchten Augen mehr, als tausend Worte zu sagen vermocht hätten.

„Wie lange sind Sie schon in Rom, Lud —, gnädige Frau?“ fragte Herbert.

Fast hätte er die Baronin mit dem Vornamen genannt, aber er verbesserte sich noch rechtzeitig.

„Seit etwa zwei Wochen, und in dieser Zeit ist kein Tag vergangen, daß ich nicht nach Ihnen forschen ließ“, erzählte jene. „Selbst auf der deutschen Botschaft ließ ich Erkundigung einziehen, leider ebenfalls ohne Erfolg. Da erfuhr ich, daß das Blumenfest zu Genzano eine mächtige Anziehungskraft auf die in Rom weilenden Künstler ausübt, und ich beschloß, daselbe ebenfalls zu besuchen, zumal derartige Volksfeste auch für mich zu allen Zeiten einen besonderen Reiz haben; ich mietete mir einen zweispännigen Wagen und fuhr heraus. Aber das entsetzliche Gewühl in der Stadt erschütterte meine Nerven; unter dem Schutze meines Dieners eilte ich hinaus in die Natur. Da vernahm ich die wohlbekannten Töne des deutschen Liedes, die Sängernatur regte sich in mir, und das übrige wissen Sie. Die Kunst hat uns zusammengeführt, die Kunst ließ mich Sie wiederfinden; möchte sie zum festen Bande werden zwischen Ihnen und mir!“

Sie sagte die letzten Worte im Flüstertone, aber doch deutlich genug, um von Herbert vernommen zu werden.

Von Genzano her drang jetzt das Summen der Volksmassen, Musik und Gesang bis zu ihnen, und zahllose farbige Lampons, welche die Häuser zierten, wurden durch die Dunkelheit sichtbar. Am Himmel aber stieg langsam und feierlich der Mond empor und warf sein zitterndes Licht auf die von keinem Windhauch bewegte Flut des Nemisees, der in schweigender Majestät zwischen den Weinbergen und grünen Feldern gebettet lag.

„Werden Sie mit mir zurückkehren, Herbert, mein Wagen bietet Raum genug?“ fragte Ludmilla. „Die Nacht ist wundervoll, und eine Fahrt durch die mondbeleuchtete Campagna muß zauberhaft sein.“

„Ich hatte die Absicht, mit meinem Freunde in Genzano zu übernachten; unsere Zusammenkunft, gnädige Frau, ändert aber diesen Entschluß“, versetzte der junge Mann. „Ich würde Sie unter keinen Umständen allein durch das öde Trümmerfeld fahren lassen; die Vetturinos sind feig und unzuverlässig, und Ihr Diener kann Ihnen keinen hinreichenden Schutz gewähren. Diese Leute sorgen im Augenblick der Gefahr gewöhnlich nur für sich selbst.“

„Das ist ritterlich von Ihnen gedacht, lieber Freund, ich freue mich auf diese romantische Fahrt wie ein Kind!“ rief die Baronin lebhaft. Sie wandte sich um und winkte dem Diener. „Gehen Sie voraus, Jean, und lassen Sie anspannen, sobald der Wagen bereit ist, melden Sie es mir!“ befahl sie.

Eine halbe Stunde später rollte der Wagen dem Städtchen Ariccio zu und von da nach Albano, von wo sich die Straße in die römische Ebene hinabsenkte. Es war in der Tat ein eigentümliches Bild, das sich den Blicken darbot, als sie durch die meilenweite ruinenbesäte Fläche dahinfuhren, ein Bild voll geheimnisvollen Zaubers, träumerischer Herrlichkeit längst entschwundener Tage. Wie die Geister der römischen Cäsaren ragten die gewaltigen Säulen aus dem Schutt und Gestein empor; es war dem Maler, als müßten jeden Augenblick die Priester und Priesterinnen ernst Schritte aus den verfallenen Tempeln römischer Gottheiten hervortreten, als müsse auf dem zerbröckelnden Altare einer in Trümmer gesunkenen Villa ein in die Toga gehüllter Patrizier erscheinen und tränensuchten Blickes auf die untergehenden Beugen früherer Jahrhunderte herniederschauen.

Die beiden Insassen des Wagens sprachen nur wenig, die im bleichen, geisterhaften Lichte des Mondes vor ihnen liegende Landschaft weckte schwermütige Gedanken. Aber ihre Hände hatten

sich gefunden, warm ruhten sie ineinander, und ein leichtes Zittern durchbebt sie, wenn ein leiser, unwillkürlicher Druck die Empfindung verriet, die im Innern wohnte. Wie im Halbschlummer, ihrer Bewegung nicht ganz Herr, sank das Haupt Ludmilla nach Herberts Schulter hin, bis es an diese anlehnte und mitgeschlossenen Augen dort ruhte.

Der Maler legte den Arm um ihren Nacken und es schien ihm, als wenn sie kaum merklich zusammenzuckte. Seine Augen ruhten auf dem herrlichen Frauenbild, das, schön wie eine schlafende Juno, deren gigantische Tempelruinen in einiger Entfernung sichtbar waren, sich an ihn schmiegte. Ihre brennende Stirne streifte seine Wangen, ihr weiches, glänzendes Haar spielte um seine Schläfe, langsam senkte auch er das Haupt zu ihr hinab, seine Lippen berührten verflohlen die ihrigen.

Da fuhr sie plötzlich empor, ihre weichen, vollen Arme umfaßten stürmisch seinen Hals und zogen ihn an sich, und in heißem, langem Kuss wurde der stille Bund besiegelt, der unmerklich Herbert an jenes Weib mit immer festeren Banden gekettet hatte.

„Herbert!“ flüsterte sie.  
„Ludmilla!“ gab dieser in gleicher Weise zurück.

Weiter wurde nichts gesprochen, und als der Wagen endlich nach langer, ermüdender Fahrt hielt, entstieg demselben ein verlobtes Paar, das Blumenfest zu Genzano hatte um die beiden die Rosenfesseln der Liebe geschlungen.

14.

„Nun, Agnes, wie hast du dir die Sache überlegt?“ fragte der Registrator Hertling seine Tochter, welche auf ihrem gewohnten Plage am Fenster saß und emsig sticte.

Das Mädchen schaute auf. In ihren Augen lag nicht mehr jene sonnige Fröhlichkeit, jene frische, heitere Lebenslust, welche der Jugend eigen ist, sondern der unverkennbare Ausdruck von Schwermut, tiefer Ernst war an ihre Stelle getreten. „Bestimme du, Vater, ich füge mich!“ versetzte sie ruhig, fast gleichgültig.

„Nicht so, Agnes, du weißt, daß ich diese Sprache nicht hören mag“, fiel der alte Mann rasch und mit einer Wärme ein, die seinem Wesen sonst fremd war.

„Nicht ein Opfer sollst du bringen, nicht mir zuliebe sollst du deine Zustimmung geben, sondern gern und freiwillig, ohne dich zu zwingen, mußt du das entscheidende Wort sprechen.“

Agnes schüttelte das Haupt, und ein wehmütiges Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Verlange nicht zu viel, Vater, Unmögliches vermag ich nicht zu leisten“, entgegnete sie sanft, und ihre blauen Augen senkten sich wieder auf die seine Stieckerei herab, die vielleicht die Schuld mit trug, daß sie in so feuchtem, trübem Glanze schwammen.

Der Alte machte eine unruhige Handbewegung.

„Daß ihr Frauenzimmer doch so schwer vergessen lernt!“ rief er ärgerlich.

„Da läuft dieser Saufernd von Maler über alle Berge,

schreibt dir einen nüchternen Abschiedsbrief, als gälte es, beim Schneider einen in Auftrag gegebenen Rock abzubestellen, und kümmert sich nicht im geringsten um die Folgen und Wirkungen seines Schurkenstreiches. Du aber lässest seitdem den Kopf hängen, als wäre es ein unersehlicher Verlust, der dich betroffen,

während du doch froh sein solltest, daß du diesen Hungerleider losgeworden bist.“

„Vater!“ sagte das Mädchen bittend.

„Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ pflegte mein seliger Vater zu sagen, und das Wort paßt auch hierher“, fuhr der Registrator fort in seiner heftigen Weise. „Ein Schrecken ohne Ende wäre es geworden, daran ist gar nicht zu zweifeln, wenn er dich geheiratet hätte; er wäre später ebensogut wie jetzt davongelaufen und hätte dich sitzen lassen, unbekümmert darum, wie du deinen Unterhalt findest. Darum solltest du dir diesen gewissenlosen Patron doch nun endlich aus dem Sinne schlagen und wieder ein freundliches Gesicht machen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Männer!

Humoreske von Hermann Awe.

(Schluß.)

Und richtig, der Herr Papa schlug einen Heidenlärm, als ihm seine Gattin offenbarte, daß sein zukünftiger Schwiegersohn ein Maler sein würde. — „Was? Hat man noch nicht an dem Arger genug, den der Junge einem verursacht? Nun macht mir auch noch die Tochter solch ein Leid! Ist noch 'n Kind und guckt schon nach den Männern? — Und dann so ein Farbentlecker, so ein Hungerleider, der —“

„Bitte, lieber Mann, der Herr Guthart ist ein ganz charmanter Mensch, der es sehr ernst nimmt mit seiner Kunst!“

„I, du scheinst ihn ja recht genau zu kennen, bist anscheinend in ihn bereits verliebt. Hast auch wohl schon ein Stellbildein gehabt?“ wettete Herr Brunke grimmig.

Frau Emilie wurde etwas verlegen. Es war allerdings wahr, sie hatte großes Gefallen an ihrem hübschen Schwiegersohn gefunden an dem einen Abend, den sie mit ihm und ihrer Tochter in der Konditorei verlebte. Aber die höhnischen Worte ihres Gatten empörten sie doch. — „Ich will deine Worte nicht verstanden

haben,“ entgegnete sie verlegt, „und will dich jetzt nur allein lassen, damit du Zeit zum Überlegen hast. Aber das sag ich dir, nicht eher bekommst du von mir wieder eine freundliche Miene zu sehen, als bis du deine Denkungsweise hierüber, die nichts weiter als Eigensinn ist, geändert hast. Also nochmals, überleg dir's!“

Na, das tat Herr Rentier Brunke denn auch, oder eigentlich er tat es nicht, denn Tag für Tag lief er wie ein brüllender Löwe im Hause umher, zankte mit den Dienstboten, knurrte über alles mögliche und ließ die Leute keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Frau Emilie führte ihren Vorsatz konsequent durch. Mit eifriger Miene erfüllte sie ihre Hausfrauenpflichten und besprach mit dem Gatten nur das Notwendigste. Else,

das Töchterlein, schaute aus einem nassen und einem lachenden Auge, auf der einen Seite ihr sonst so guter Herzenspapa, dem sie jetzt scheu aus dem Wege ging, auf der anderen aber ihre goldige Mama, die ihr treu zur Seite stand.

Am schlimmsten aber hatte es Hans-Jochen und Männer. Die



Eine schwarze Friseurin bei der Arbeit. (Mit Text.)  
Photographie-Berlag von F. D. Koch, Berlin.



Ein gezähmter Hirsch als Zugtier. (Mit Text.)

diesen Hungerleider

Ende mit Schrecken, ohne Ende! pflegte er zu sagen, und auch hierher", fuhr fort in seiner heftigsten Schreden ohne geantwortet, daran ist eifeln, wenn er dich er wäre später eben-davongelaufen und lassen, unbekümmert einen Unterhalt findest du dir diesen geon doch nun endlich schlagen und wieder Gesicht machen."

Männer!

Herrmann Awe. (Klub.)

Der Herr Papa schlug einlärm, als ihm seine e, daß sein zukünft-ohn ein Maler sein? Hat man noch ger genug, den der urfacht? Nun macht ie Tochter solch ein 'n Kind und guckt Männern? — Und ebenklecker, so ein

Der Mann, der Herr ganz charmanter hr ernst nimmt mit

n, bist anscheinend n ein Stelldichein

ar allerdings wahr, Schwiegerjohn ge und ihrer Tochter Worte ihres Gatten e nicht verstanden entgegnete sie ver d will dich jetzt nur sen, damit du Zeit rlegen hast. Aber ich dir, nicht eher t du von mir wie- freundliche Miene , als bis du deine sweise hierüber, die iter als Eigensinn ert hast. Also noch- erleg dir's!"

Das tat Herr Ken- ke denn auch, oder er tat es nicht, g für Tag lief er brüllender Löwe umher, zankte mit nstboten, knurrte mögliche und ließ keinen Augenblick kommen. Frau hrte ihren Vorsatz ut durch. Mit eif- ne erfüllte sie ihre enpflichten und mit dem Gatten otwendigste. Else, einem lachenden Herzenspapa, dem anderen aber ihre

und Männer. Die

beiden hatten in kurzer Zeit schon wieder so viel Unheil ange- richtet, daß fast allwöchentlich mehrere Strafmandate, Schreiben zerrissene Kleider usw. einliefen. Da setzte es denn Prügel über Prügel ab, aber fruchten tat's wenig.

Und das ging nun schon drei Wochen so. — Zum Teufel noch mal, da konnte man ja verrückt dabei werden! Da erinnerte sich aber Herr Brunke, daß er auch während dieser ganzen Zeit seine Stamm- meipe vernachlässigt hatte. Kurz entschlossen griff er zum Hut, nahm Mäntel, der von einer vormittägigen Streife müde und faul in der Sofaede lag, an der Leine und ging in den „Löwen“.

war still hinausgegangen. Die übrigen setzten dem ergrimmtent Rentier nun noch eine Weile gehörig zu, bis auch von ihnen einer nach dem andern ohne Gruß verschwand und Brunke schließlich nur noch allein am großen Tische saß.

Er ärgerte sich gehörig, ärgerte sich über seine Frau, seine Tochter, den Maler, über die Stammtischgenossen, am meisten aber über sich selbst und suchte seinen Ärger durch übermäßigen Genuß des „Echten“ hinunterzuspülen, bis er, schwankend und stark benebelt, den Heimweg antrat. Vorher knüpfte er den Hund wieder an die Leine, wobei er den Karabinerhaken am an- deren Ende ins Knopfloch seiner Weste hatte.

Glücklich kam er auf die Straße und diese selbst auch glücklich hinunter, abgesehen von eini- gen derben Puffen, die er von vorüberhaftenden Passanten verjagt erhielt, wobei meist noch ein derber Fluch hinter ihm herschallte.

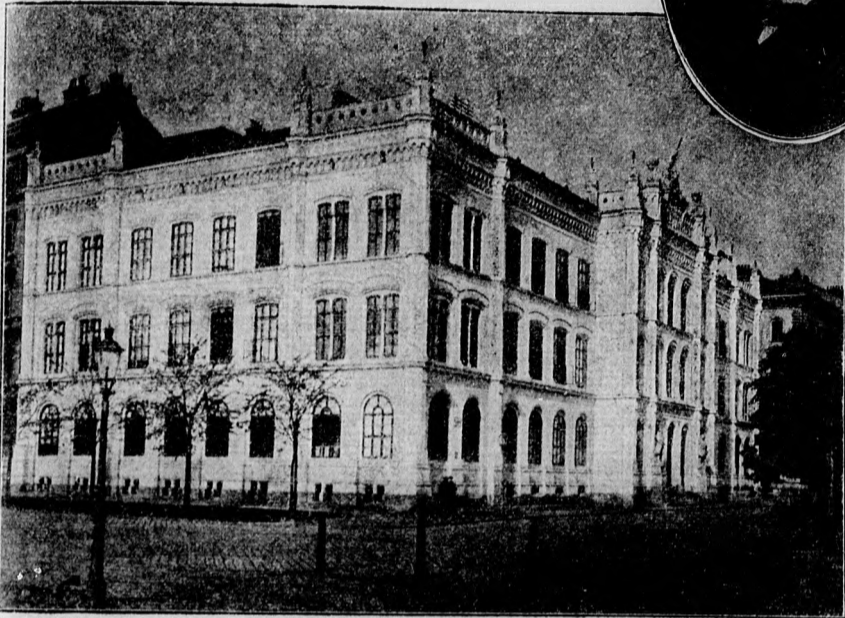
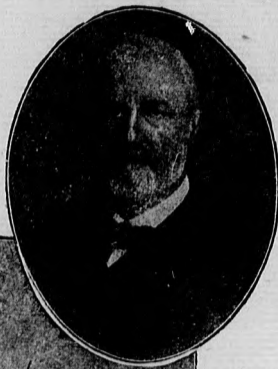
Aber im Walde, den er zu durchschreiten hatte, ging sein Unglück an. Stockfinster war's da drin, nicht die Hand vor Augen konnte man sehen. „Hoppla, das war 'ne Baumwurzel; au, Donnerwetter, ich werde die Parkverwaltung anzeigen, daß sie die Äste der Bäume so weit in die Wege hinein- ragen läßt; dafür bezahlt man doch nicht seine Steuern, daß man sich die Rippen —

„Se, he, kusch, Mäntel, kusch —“ Brunke unterbrach sich, denn jetzt lag er, so lang wie er war, im dichten Dorn- busch. Mäntel war vor einem ihm an der Schnauze vorbeihuschenden etwas mit einem Ruck zur Seite gesprungen und hatte seinen Herrn aus dem Gleichgewicht gebracht, der nun, dem Gesetz der Schwere folgend, sich auf die Seite legte und in einen zwar herrlich

blühenden, aber durch seine Dornen sich empfindlich bemerkbar machenden Weißdornstrauch hineinbettete.

„Hundevieh, elendes,“ schimpfte der Herr Rentier, „ich dreh' dir den Hals um, wenn ich erst hoch komme.“

Aber das Hochkommen hatte lange Weile. Die Hundeleine hatte sich beim Fallen in den Dornenbusch verwickelt und Mäntel zog bei jedem Ruck, den sein Herr, um sich zu erheben, tat, von neuem an; die Hände Brunkes fanden nirgends einen festen Halt, und sein Korpus lag so fest verankert in den spitzen Dornen,



Zum 50jährigen Bestehen der Handelsakademie in Wien. Mit Text. Photographie C. Seebald.

Hier wurde der lang Vermisste mit großem Hallo empfangen und schon fühlte sich Herr Brunke etwas freier werden und seinen Unmut nicht mehr so drückend, als ein paar junge Leute in die Stube traten und sich ohne weiteres mit an den Tisch setzten. — Die beiden Herren waren mit den anderen bereits bekannt und zählten schon zu der Stammtischrunde, und nur durch die lange Abwesenheit Brunkes waren sie dem noch nicht vorgestellt worden.

Das geschah denn nun und dabei bekam denn der Herr Rentier solch einen Schreck, daß er fast vom Stuhl gefallen wäre.

Was, Guthart hieß der eine? Sollte das der sein, der seiner Lotte den Kopf verdreht hatte?

„Sie, Herr Hellers,“ fragte er seinen Nachbar leise, „ist der Guthart, der junge Mensch da, ist das ein Maler?“

„Ja und ein sehr tüchtiger sogar.“

„Ach was, sind alle Hungerleider.“

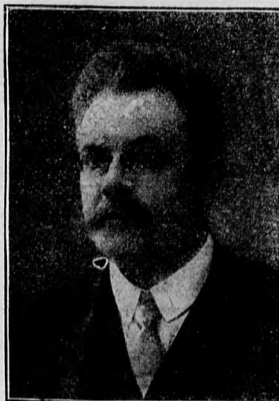
„Der aber nicht.“

„Na, wird keine Ausnahme machen; brotlose Kunst, diese Farbensmiererei.“

Die Unterhaltung der beiden wurde immer lauter, so daß die anderen aufmerksam wurden und als der junge Maler, der natürlich seinen widerhaarigen Schwieger- vater längst von Ansehen kannte, merkte, daß von ihm und seiner Kunst die Rede war, da suchte er sich sofort zu verteidigen.

Das war Brunke aber gerade recht. Nun konnte er seinen ganzen Born auf den vermeintlichen Ur- heber seines zerstörten häuslichen Glücks abladen, und das tat er denn auch in so ausgiebiger Weise und so kräftigen Ausdrücken, daß die anderen alle empört aussprangen.

Guthart hatte jedoch seinen Hut vom Nagel genommen und



Jean Cruppi, der neue französ. Handelsminister. Photographie S. Manuel. (Mit Text.)



Afrikanische Toilettengeheimnisse: Wie man zu einem „Schwanenhals“ kommt. (Mit Text.) Photographie-Verlag von F. D. Roth, Berlin.

wie eine Brigg im sicheren Port. — Die stockfinstere Nacht, das Heulen des Hundes und Brunkes Fluchen, all das konnte einem einsamen Wanderer grausen machen.

Schließlich verlegte sich der Rentier aufs Bitten.

„Komm Männe, Männchen, bist ja ein schönes Hundel, komm doch — elender Rötter, willst du das Ziehen lassen, warte nur, morgen biste um die Ecke. Au, Donnerwetter,“ Brunke hatte wieder einen vergeblichen Versuch gemacht, aufzustehen; „vermücker Rötter, reißt mir noch das ganze Gesicht entzwei. Komm, Männchen, komm!“

Aber Männe ließ nicht locker. Er heulte, biß um sich und zerrte an der Leine, daß dem armen Rentier fast vor Schmerzen die Sinne vergingen und dabei sank er immer tiefer in den Busch.

Schließlich schrie er laut um Hilfe und da hörte er denn auch plötzlich Schritte, merkwürdigerweise schon dicht in seiner Nähe, als ob der Kommende bereits nahe dabei gestanden hätte.

„He, wer ruft da und wo zum Donnerwetter sind Sie denn eigentlich.“

„Kreuz-Ruckuck, sehen Sie denn nicht? Hier doch! Helfen Sie nur schnell, schnell!“

„Ja, Verehrter, Raßenaugen habe ich auch nicht. — Aber wie ist mir denn, die Stimme sollte ich doch kennen. Sind Sie nicht der Grobian Brunke aus der Paulsstraße?“

„Herr, ich verbitte mir derartige Beleidigungen. Was schert Sie das, was ich bin, helfen sollen Sie!“

„Vorausgesetzt, wenn ich Lust dazu habe, die aber habe ich, so lange Sie grob sind, noch nicht.“

„Was wollen Sie denn und wozu sind Sie denn sonst da?“

„Wenn ich Sie aus Ihrer, wie ich vermute, ärgerlichen Zwangslage befreien soll, Herr Brunke —“

„Ja, weiter sollen Sie nichts!“

— So müssen Sie vor allen Dingen,“ fuhr der andere unbeirrt fort, „Ihre Grobheiten aufsteden.“

„Ach ja, liebster bester Herr,“ entgegnete Brunke in grümmig-höhniischem Tone, „helfen Sie doch einem armen, verunglückten Männe wieder auf die Beine, auf ein anständiges Trinkgeld und einen guten Schnaps soll es mir auch nicht ankommen. Ruch dich, Hundeseule, infame. — Herr, was machen Sie da bei dem Rötter?“

„Mir tut das arme Tier leid, das auch so zwischen den Dornen saß, ich habe ihn auf eine freiere Stelle gesetzt, damit er sich besser bewegen kann.“

„Mensch, sind Sie des Teufels, soll der Hund vielleicht noch mehr ziehen und zerrn? Mir sind die Dornen schon durchs Zeug gedrungen!“

„Nun denn, Herr Brunke, hören Sie meine Bedingungen.“

„Machen Sie's, bitte, kurz. Wieviel wollen Sie?“

„Ich brauche Ihr Geld nicht, ich verlange viel mehr!“

„Um?“

„Sie scheinen mich nicht an der Stimme wiederzuerkennen. Ich will meine Vorstellung von heute abend nochmals wiederholen: Ich bin der Landschaftsmaler Guthart!“

Brunke gab einen pfeifenden Ton von sich.

„Ja,“ fuhr Guthart fort, „Ihr zukünftiger Schwiegersohn.“

„Ja, das wäre —! Abwarten!“

„Ganz sicher, Herr Brunke. Ich will Ihnen jetzt aber auch erzählen, wie ich hierher gekommen. Als Sie mich heute abend so mordsmäßig grob anführen und vor dem ganzen Stammtisch runtermachten, da hatte ich nachher solch eine Ahnung, als ob Ihnen dafür noch die Strafe werden müßte. Ich wartete Ihren Fortgang auf der Straße ab und bin Ihnen unbemerkt gefolgt, bis hierher, wo Sie so schön in der Pastete liegen!“

„Na, dann ist es wenig nett von Ihnen, daß Sie mich so lange zappeln lassen.“

„Ja, sehen Sie, Herr Schwiegerpapa, ich hätte mich ja nun als Ihren Ketter aus der Not aufspielen können; aber es ist besser, ich sichere mich vorher. Also kurz und bündig: Gewähren Sie mir die Hand Ihrer Tochter?“

„Befreien Sie mich erst aus diesem Dornenschacht.“

„Nein, erst Antwort!“

„Nun denn ja, Sie sollen sie haben, aber jetzt fix.“

„Hurra, morgen ist Verlobungsfeier,“ jubelte Guthart. Dann trat er zu Männe, schnitt die Leine durch und faßte dann zärtlich seinem biden Schwiegerpapa unter die Arme und hob ihn von seiner wenig sanften Lagerstatt. —

Andern Tags machte Lotte Brunke große Augen, als ihr Liebster geschneigelt und gebügelt vor ihr stand und nach dem Vater fragte.

„Herrgott, Hans, was willst du denn?“

„Nachher, Lieb, nachher, erst muß ich den Vater sprechen, es dauert nicht lange.“

Und es dauerte nicht lange. Nach Verlauf von fünf Minuten lagen sich die beiden Verliebten in den Armen. Papa hatte

zum größten Erstaunen seiner Gattin und Lottes ohne weiteres seine Zustimmung erteilt und nur zwei Bedingungen seinem Schwiegersohne gestellt: Erstens das Gelöbniß unverbrüchlichen Schweigens über den gestrigen Unfall und zweitens — nach der Hochzeit muß Männe in das Heim der Neuvermählten übersiedeln, der Rötter war ihm zuwider geworden.

Das versprach denn auch der glückliche Bräutigam ohne weiteres.

## Die astronomischen Riesenfernrohre der Neuzeit.

Von Oskar Hoffmann. (Nachdruck verboten.)

In der wissenschaftlichen Instrumentenkunde sind in den letzten Dezennien Fortschritte zu verzeichnen, welche so recht Zeugnis davon ablegen, daß der Scharfsinn des menschlichen Geistes seine Fittiche auch nach dieser Richtung hin gewaltig geregt hat.

Die Mechanik und Optik haben sich in ihrer Schaffenskraft enorm entwickelt; die Resultate derselben lassen sich am besten verfolgen, wenn wir die astronomischen Fernrohrgiganten der Jetztzeit betrachten. Amerikaner, Deutsche und Franzosen wetteifern beständig, das größte Instrument der Welt zu besitzen. War vor etwa 20 Jahren der Refraktor der Wiener Sternwarte, dessen vorderes Glas, das sogenannte Objektiv, 68 1/2 cm im Durchmesser besaß, noch das größte Rohr, so wurde ihm einige Zeit später durch den Riesen der Licksternwarte in Kalifornien (Nordamerika) der Rang abgelassen. Dieses Instrument hat eine freie Objektivöffnung von 91 cm und eine Länge von 20 m. Aber auch diesem Kolosse verblieb der Ruhm nur kurze Zeit. Das Riesenteleskop der Chicagoer Weltausstellung (jetzt in der Yerkes-Sternwarte zu Lac Genesee), dessen Objektiv 105 cm im Durchmesser hat, eroberte sich die Krone als größtes Fernrohr. Ihm erstand in der „eisernen Himmelskanone“, jenem gewaltigen Refraktor der Berliner Industrieausstellung (jetzt in der Grunewaldsternwarte bei Berlin aufgestellt), ein ebenbürtiger Konkurrent. Auch der neue, große Refraktor des astrophysikalischen Institutes zu Potsdam, darf mit in die Reihe der Rieseninstrumente gerechnet werden, wemgleich er nur ein Objektiv für Okularbetrachtung von 50 cm Durchmesser besitzt. Es ist diesem Fernrohre, welches ein Doppelrefraktor ist (also mit zwei Röhren, welche in einer vereinigt sind) überdies noch eine Objektivlinse von 80 cm für photographische Zwecke beigegeben. Die Länge des Instrumentes beträgt 12 1/2 m.

Alle genannten Refraktoren hat aber das Pariser Weltausstellungsrohr weit übertrumpft. Bei einer Länge von 60 m besitzt es ein Objektiv von 1 1/4 m Durchmesser. Man sollte wahrlich meinen, man stände mit diesem Kolosse an der Grenze menschlicher Kunst und Fähigkeit, denn die Dimensionen des Pariser Riesen sind schon derartige, daß man sich fragen muß: Ist denn der Bau eines noch größeren Instrumentes überhaupt möglich? — Möglicherweise wohl, wird die Antwort des Fachmannes lauten, doch ob die optische Leistung mit dem Wachsen der Dimensionen gleichzeitig zunimmt, das ist sehr fraglich; das Pariser Rohr hat nicht erfüllt, was es optisch versprochen hat.

Treten wir der Sache einmal etwas näher.

In der Fernrohrentechnik werden zwei Arten von astronomischen Sehwerkzeugen unterschieden. Das Linsenfernrohr und das Spiegelteleskop. Letzterer Gattung hatte man sich bis gegen Mitte vorigen Jahrhunderts besonders zugewendet; die Riesenteleskope von Herschel und Lord Rosse sind würdige Vertreter dafür. In der Konstruktion sind sie sehr von den Linsenfernrohren verschieden. Ein am unteren, dem Beobachter zugewendeten Ende des Rohres angebrachter, parabolisch geschliffener Spiegel aus Metall oder Glas wirft das Licht eines Gestirnes, auf welches das Rohr gerichtet ist, durch letzteres hindurch und wird das Bild dann meist mit Hilfe eines Prismas (dreikantiges Glas) durch das Okular, d. i. ein Vergrößerungsglas, betrachtet. Herschels Spiegelteleskop hat bei 40 Fuß Länge einen Spiegel von 3 Fuß Durchmesser und wog das Ganze, in einem kolossalen Holzgerüst aufgehängt Instrument fast 100 Zentner. Das Rossesche Teleskop, welches heute noch mit großen Erfolgen in Irland benutzt wird, mißt 16 m und hat dieser Leviathan einen Spiegel von 183 cm Durchmesser.

Von dem Bau von Spiegelinstrumenten kommt man jedoch mehr und mehr ab. Seit es dem berühmten, anfangs vorigen Jahrhunderts lebenden Optiker Frauenhofer gelungen war, größere Glaslinsen anzufertigen, legte man sich mehr auf die Linsenfernrohre. Diese Gattung kennt ja nun ein jeder. Ein Rohr mit einer dem Gestirn zugewendeten größeren Glaslinse und einer am anderen Ende befindlichen kleineren Linse, das ist im großen und ganzen das Prinzip des modernen Fernrohres. Das vordere Glas, das Objektiv, ist derjenige Bestandteil eines Fernrohres, von dem das ganze optische Sehen, die ganze Wirksamkeit und Kraft des Instrumentes abhängt. Wie wir oben schon erwähnt haben, ist man jetzt imstande, Objektivlinsen herzustellen,

lottes ohne weiteres Bedingungen seinem bnis unverbrüchlichen zweitens — nach der Neuvermählten über-

hre der Neuzeit.

(Nachdruck verboten.)  
 de sind in den letzten welche so recht Zeug- menschlichen Geistes gewaltig geregt hat. ihrer Schaffenskraft lassen sich am besten errohrgiganten der und Franzosen wett- Geld zu besitzen. War Sternwarte, dessen em im Durchmesser n einige Zeit später nien (Nordamerika) eine freie Objektiv- a. Aber auch diesem Das Riesenteleskop ertes-Sternwarte zu Durchmesser hat, er- ihm erstand in der Refraktor der Ver- ewaldsternwarte bei nt. Auch der neue, tutes zu Potsdam, gerechnet werden, achtung von 50 cm welches ein Doppel- einer vereinigt sind) für photographische es beträgt 12 1/2 m. Pariser Weltaus- änge von 60 m be- Man sollte wahrlich Bronze menschlicher des Pariser Riesen Ist denn der Bau möglich? — Mög- lauten, doch ob die ntionen gleichzeitig hr hat nicht erfüllt,

von astronomischen Fernrohr und das ich bis gegen Mitte die Riesenteleskope rtreter dafür. In enfernrohren ver- angewendeten Ende ener Spiegel aus rnes, auf welches und wird das Bild es Glas) durch das Herrschels Spiegel- von 3 Fuß Durch- Holzgerüst aufge- e Teleskop, welches t wird, mißt 16 m 3 cm Durchmesser. mmt man jedoch anfangs vorigen gelungen war, ch mehr auf die ein jeder. Ein öheren Glaslinse, das ist nnen Fernrohres. Bestandteil eines die ganze Wirk- ie wir oben schon nsen herzustellen,

welche weit über einen Meter im Durchmesser haben und oft ein Gewicht von 10 Zentner besitzen. Ein solches Riesenglasauge kostet denn auch eine große Summe Geldes, beispielsweise beziffert sich der Wert des Objektivs des Verfestoteleskops auf rund 65 000 M. Die Ursache dieses enormen Preises ist darin zu suchen, daß die Herstellung des Gusses und die Schleifung der Linse meist mehr als ein Jahr in Anspruch nimmt. Besonders das Schleifen ist zeitraubend; vermag doch ein Arbeiter — und nur einer kann dabei beschäftigt werden — täglich nicht mehr als ein etwa fünfzig-pfenniggroßes Fleckchen der einen Oberfläche des meterbreiten Linsenglases abzuschleifen. Bei dieser Arbeit muß, ebenso wie beim Guß des Glasblockes, der die Linse abgeben soll, eine un- gemein große Sorgfalt und Genauigkeit verwendet werden, wenn die Herstellung gelingen soll. Mit den allerfeinsten Meßinstru- menten wird täglich oftmals die Schleifung geprüft, und wehe, wenn der geringste Fehler sich erweist, so ist Holland in Not, und es kommt nicht selten vor, daß man von neuem mit dem Gusse einer Linse beginnen muß. Ein solcher roher, gegossener Glasblock, welcher voll- ständig frei von Luftblasen und vor- schriftsmäßig abgekühlt sein muß, kostet, ehe noch der Schleifer begon- nen hat, allein schon etwa 50 000 M., wenn er so groß sein soll, daß er eine Linse von zirka 1 m Durchmesser lie- fert. Mit einer minutiösen Genauig- keit und einer ganz außergewöhnlichen Sorgfalt haben die bei der Herstel- lung Beteiligten dabei zu verfahren; wer es nicht kennt, der macht sich ab- solut keinen Begriff von dieser enor- men Schwierigkeit des Verfahrens.

Betrachten wir die Konstruktion und Dimension der oben genannten vier größten Fernrohre der Welt et- was näher; es wird jeden interessie- ren, die mechanischen Mittel, welche dabei verwendet wurden, kennen zu lernen. Fangen wir mit dem Riesenteleskop der Licksternwarte an. Im Jahre 1887 gelangte dieses Instrument auf dem Berge Hamilton in Nordamerika zur Aufstellung. Das fast 20 m lange eiserne Rohr wiegt 86 Zentner und wird von einer 360 Zentner schweren Säule getragen. Die Gesamtkosten beziffern sich auf nahe 400 000 M. Die sich über dem Refraktor wölbende drehbare Riesenkuppel hat einen Durchmesser von 24 m. Zu ihrer Bewe- gung wird Wasserkraft benützt; ebenso kann zum bequemen Beob- achten am Rohre der um dasselbe befindliche Fußboden durch hy- draulische (Wasserkraft) Hilfsmittel nach oben oder unten gehoben oder gesenkt werden, ohne daß das Riesenteleskop, welches vom Boden der Kuppel unabhängig ist, mitbewegt wird. Ein Uhr- räderwerk läßt das Fernrohr dem täglichen Lauf der Gestirne folgen.

Mustern wir jetzt den eisernen Refraktor der vergangenen Ber- liner Industrieausstellung. Dieser Leviathan ist, gänzlich abweichend von der stets gebräuchlichen sogen. parallaktischen Aufstellung, eigenartig montiert. Das 22 m lange eiserne Rohr, welches eigent- lich nur der Mantel für ein zweites innerhalb desselben liegenden Rohres ist und welches letztere der eigentliche die Linsen tragende Tubus ist, streckt sich wie ein Hebelarm, am unteren Ende aus der Beobachtungsplattform herausragend, in die Luft. Diese Konstruk- tion ist lediglich ein Versuch, für die Zukunft die teuren drehbaren Sternwartenkuppeln fortlassen zu lassen und das Fernrohr, durch den eisernen Mantel geschützt, im Freien ständig stehen zu lassen. Die Objektivlinse dieses Riesenteleskopes hat einen Durchmesser von 70 cm und eine Brennweite von 21 m. Die Bewegung des gewaltigen, schweren Refraktors wird mittels Elektrizität betrieben.

Zum dritten ist es nun wieder ein dem Lickrefraktor ähnliches amerikanisches Instrument, welches eine nähere Betrachtung als zweitgrößtes Fernrohr wohl wert ist. Das stählerne, 63 Fuß lange Rohr des Yerkesrefraktors wiegt 120 Zentner; es ruht wiederum auf einer 44 Fuß hohen Säule, welche das respektable Gewicht von 800 Zentner aufweist. Auch hier ist der Boden des von einer drehbaren Kuppel überdeckten Beobachtungsraumes beweglich, wie wir es beim Lickfernrohr oben erwähnt haben. Die Gesamtkosten der Herstellung belaufen sich auf über eine halbe Million Mark.

Zum Schluß unserer Betrachtung kommen wir nun zu dem mächtigsten astronomischen Instrument der Gegenwart, dem Pariser Teleskop. Auch mit diesem Fernrohre hat man es ver- sucht, durch eine von den üblichen abweichenden Konstruktion die schwierige Frage der beweglichen Aufstellung zu umgehen. Man hat das 60 m lange Rohr fest, also unbeweglich auf eine Anzahl Pfeiler fundiert, und hat vor das 1 1/4 m große Objektivglas, welches

in einem auf Säulen liegenden Rohre untergebracht ist, einen beweglichen 2 m großen, ebenen Spiegel von 72 Zentner Gewicht angebracht. Dieser Planspiegel, dessen Herstellung fast ein halbes Jahr Zeit erfordert hat, ist auf jedes Gestirn hin einstellbar und wirft die Strahlen desselben durch das Riesenteleskop dem Okular- glase zu. Dieses letztere läßt theoretisch eine 6—10 000fache Ver- größerung zu; doch grau, lieber Freund, ist alle Theorie — so auch hier. In der Praxis läßt sich, wenigstens an seinem jetzigen Standorte, bei diesem Riesenteleskop kaum eine tausendfache Ver- größerung anwenden, geschweige denn eine 6- oder gar 10tausend- fache. Es ist mit der astronomischen Vergrößerung überhaupt ein sehr eigenes Ding. Die Erdatmosphäre spielt hierbei nämlich einen gewichtigen Faktor, der manchem Astronomen einen Strich durch die Rechnung macht. Mit der zunehmenden Vergrößerung macht sich der Uebelstand geltend, daß man die Luft im Fernrohre gleichsam erblickt, und da dieselbe meist stark unruhig, d. h. in Be-

Begierbild.



Frau: „Aha, da ist der junge Kommiss, der zum Medezvous gekommen ist; da wird seine Liebste auch nicht weit sein.“

wegung begriffen ist, so sieht man das zu betrachtende Objekt, sagen wir beispielsweise die Mondscheibe, bei Anwendung einer etwa hundertfachen Vergrößerung, sehr oft gerade so, als wenn man den Mond durch eine Schicht fließendes Wasser betrachten würde. Daß dann natürlich alle De- tails verloren gehen, überhaupt das Bild ein gänzlich verschwommenes Aussehen hat, das dürfte wohl jeder- mann einleuchten. Ein zweiter Uebel- stand nun, Fehler, sogenannte Schlie- ren im Objektivglase, treten bei starker Vergrößerung auf, und wirken äußerst störend. Erstere Ursache sucht man durch Aufstellung der Fernrohre auf hohen Bergen zu beseitigen, da dort- selbst die dünne, reine Atmosphäre weit weniger stört, als in tiefliegen- den Orten. Daß der „Gigant mit seinem Riesenglasauge“ in der dunst- reichen Pariser Luft so wenig leistet,

das mußte man sich vorher sagen; schwerlich wird er, trotz seiner allen anderen Fernrohren überlegenen optischen Kraft, einen be- sonderen Sieg über diese davontragen. In der Theorie würde das Pariser Teleskop mit seiner zehn- tausendfachen Vergrößerung uns beispielsweise den Mond, welcher durchschnittlich 50 000 Meilen von der Erde entfernt ist, auf 5 Meilen naherücken, falls die Anwendung möglich wäre. Bedenkt man, daß eine 469 Meilen im Durchmesser habende Kugel in einer Entfernung von nur 5 Meilen stände, was würden wir da nicht alles erblicken können? Schon eine etwa sechstausendfache Ver- größerung würde uns einen 6 Fuß breiten Gegenstand, sagen wir einen Eisenbahndamm oder dergleichen, erkennen lassen. Doch ist dem menschlichen Sehen durch die Luft, welche wir atmen, eine Grenze gesteckt, die wir wohl schwerlich überschreiten können, wenn sich auch die optische und mechanische Kunst auf Höhen er- heben, die ihre Erzeugnisse als das großartigste menschlicher Tätig- keit und Schaffenskraft hinstellen lassen dürfte — den Störenfried, die Atmosphäre, werden wir nie ganz beseitigen können. Wenn wir uns auch auf den höchsten irdischen Berg, den Gaurisankar im Himalajagebirge, also in eine Höhe von 8800 m mit unseren optischen Riesensehwerkzeugen der Zukunft flüchten wollten, vor- ausgesetzt, daß wir in der dünnen Luft dort überhaupt existieren könnten, so würden wir immer noch den weitaus größten Teil der Atmosphäre über uns haben. Also können wir jetzt schon an- nehmen, daß wir an der Grenze der optischen Kunst angelangt sind.

Unsere Bilder

**Erster Strickunterricht.** Ein wichtiger Moment im Leben des kleinen Mädchens, wenn die Mutter es zu sich ruft, ihm die Stricknadeln in die Hand gibt und die ungeschickten Fingerchen lehrt, Masche um Masche ab- zuheben! Da heißt es stillsitzen und achtgeben, zwei Gebote, die dem kleinen Wildfang anfangs recht schwer sind. Wenn aber die Händchen ihre Aufgabe begriffen haben, wenn keine Masche von der Nadel fällt und das Strickzeug zusehends wächst, dann erwacht doch das Interesse des Kindes an der Ar- beit, und es lernt verstehen, daß nicht das Spielen allein Freude gewährt. Die Zufriedenheit der Mutter, wenn sie den Fleiß, die Geschicklichkeit ihres Töchterchens lobt, wird der Kleinen zum Sporn, sie lernt mit Eifer die Kunst des Strickens, und mehr noch — sie gewinnt Lust und Liebe zur Arbeit.

**Afrikanische Toilettengeheimnisse.** Auch bei unseren schwarzen Völkern spielen die kunstvollen Frisuren und infolgedessen auch die Frisuren eine große Rolle. Meist ist es eine alte magere oder übermäßig beleibte Dame, die diesen einträglichen Beruf wählt. Um die Operation vorzuneh-

men, kühlt die Friseurin entweder nieder, während die „gnädige Frau“ sich lang auf die Erde legt, das Haupt in dem Schoß der Künstlerin bergend, oder die Haarkünstlerin setzt sich auf irgendeinen Gegenstand und läßt die Klientin zwischen ihren Knien auf der Erde Platz nehmen. Die Friseurin löst zuerst alle Flechten, die mit Hilfe von schwarzem Zwirn geflochten sind. Dann kämmt sie die Haare mit einem aus Holz geschnittenen Kamme oder in Ermangelung eines solchen mit einem Egelfell aus. Mit Erdnußöl und Ruß werden die Haare sodann gesalbt, darauf von neuem geflochten. Diese Sitzung, die sich mit so wenigen Worten beschreiben läßt, dauert ziemlich lange; die Frisur hat dafür aber auch den Vorzug, einige Wochen zu halten. Schwarze Striche, mit einer Tinte, die aus dem Samen der Gardenia gewonnen wird, Rotfärbung der Fingernägel und der Zähne, sowie Einreiben der Augenlider mit pulverisiertem Mehlglanz vervollständigen die Toilette. Die schwarzen Striche verlaufen über Stirn, Nase und Wangen. Die Rotfärbung der Nägel geschieht, indem die Hände zwölf Stunden lang, von dem Abendruf des Mallams bis zu seinem Morgenruf, also die Nacht hindurch, in ein Ledersäckchen mit einem besonderen Farbstoff, Henna genannt, gesteckt werden. Bezahlt wird diese Prozedur mit Schnaps oder Baumwollzeug. Aber die Tyrannin Mode fordert noch ganz andere Opfer. Schön zu erscheinen und die Sucht zu gefallen ist ja allen Ewatschtern und -söhnen mehr oder weniger eigen, mögen sie nun in dieser oder jener Erdzone wohnen und der weißen, der gelben oder der schwarzen Rasse angehören. Wenn man jedoch glaubt, daß die sog. „Wilden“ unter den Naturvölkern eine Ausnahme machen, so ist man vollständig im Irrtum. Man möchte fast behaupten, daß so manche schwarze und braune Schönheit in der Modenarrtheit ihrer weißen Schwester weit überlegen ist. Sie bringt eben für die Befriedigung ihrer Eitelkeit Opfer, vor denen unsere zierlichen Salonpüppchen zurückschrecken würden. Gerade so, wie bei uns eine schlanke Taille als besonders schön gilt, so ist es bei anderen Völkern der Hals. Es sind nicht allein die europäischen Herren, die für einen schlanken Schwanenhals schwärmen und mit einem Kragen herumlaufen, der den zehnten Teil eines Meters übertrifft. Auch die schwarzen Herrschaften des Sambesgebietes in Ostafrika und der Eisenbeinküste in Westafrika teilen diesen Geschmack. Ein langer Hals erscheint ihnen, auch beim Manne, als der Gipfel körperlicher Schönheit. Die Keger der Eisenbeinküste wenden haarsträubende Mittel an, um einen schönen Schwanen- oder richtiger Giraffenhals zu gewinnen. Schon in frühen Jahren legen sie sich einen breiten Eisenring um den Nacken, der den Hals streckt und dehnt. Von Jahr zu Jahr, in dem Maße, wie der Hals wächst, fügen sie weitere Ringe hinzu, bis der Hals die gewünschte Länge erreicht hat. Wie nett so ein schwarzer Landsmann in seinem Halschmuck aussieht, zeigt unsere zweite Abbildung.



Durchsicht.

— „Du hast dich aber heute herausgeputzt!“  
 — „Na, ich gehe zu Frau Geheimrat Mayer.“  
 — „Was hat sie dir denn getan, daß du sie so ärgeren willst?“

**Ein gezähmter Hirsch als Zugtier.** Ein einfacher oberbayerischer Bauer hat einen Hirsch — Sechsender —, der ihm mit seiner Viehherde zugehört war, so gezähmt, daß derselbe aus der Hand frisst und ihm als Vorspann vor einen Wagen gute Dienste leistet.

**Zum fünfzigjährigen Bestehen der Handelsakademie in Wien.** Die älteste Handelsschule Österreichs, die Handelsakademie in Wien, feierte das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Wir bringen aus diesem Anlaß das Hauptgebäude des Instituts und das Porträt des Präsidenten Dr. Wenzel Müller Ritter von Michholz, der seit langen Jahren der Korporation der Handelsakademie vorsteht.

**Jean Cruppi,** bisheriger Präsident der radikalen Linken in der Pariser Deputiertenkammer, hat das französische Handelsministerium übernommen. Er ist dreiundfünfzig Jahre alt und stammt aus Toulouse.

**Allerlei**

**Boshaft.** „Was kostet Ihnen Ihr Chauffeur im Monat?“ — „Meinen Sie an Gehalt, Reparaturen oder Strafgebern?“

**Enfant terrible.** „Sag, Lieschen, hat denn deine Mama bestimmt gesagt, daß ich heute Abend zu eurem Feste kommen soll?“ — „Gewiß, Tante, — aber zureben soll ich dir nicht, hat sie g'sagt!“

**Die sparsame Frau.** Gatte: „Es war wirklich nicht nötig, daß du dir zu deiner Badereise zwei nagelneue Toiletten kaufst.“ — Gattin: „Nante doch nur nicht, lieber Mann — dafür habe ich ja das Kurzbuch beim Antiquar gekauft!“

**Viele Eidechsen Westindiens** laufen aufrecht, nur auf den Hinterbeinen. In Felsblöcken eingemeißelte Eidechsenbilder an der Küste von Guayana zeigen ebenfalls aufrecht laufende Eidechsen. Die mexikanische Iguanoidische und die Halskrausenechse in Australien verhalten sich genau ebenso.

**Haarernten.** Das menschliche Haar liefert unzweifelhaft die einträglichste Ernte, die es überhaupt gibt, 5000 Kilo Menschenhaar werden allein von Londoner Händlern eingeführt. Der Pariser Erntertrag beläuft sich sogar auf 10 000 Kilo jährlich im Werte von 1 600 000 Mark.

**Der Budel eines Bettlers.** In London lebte ein Bettler, welcher Pferd und Wagen besaß. „Water Anton“, so hieß er, hatte einen langen schneeweißen Bart und einen riesigen Budel oder Hüder und ganz das Aussehen eines ehrwürdigen Greises. Als er fünfzehn Jahre lang an allen

Kirchentüren gebettelt hatte, starb er, und nun meldete sich ein Nefse von ihm und verlangte die Untersuchung des Budels des Verstorbenen. Dieser erwies sich nun als eine eiserne Kiste, die nach aufgefundenen Papieren 96 000 Frank enthalten sollte. Ein Nachbar hatte sich aber das Geld seines Freundes bereits angeeignet. Der Nefse bekam nun das Vermögen und der Nachbar zwei Jahre Gefängnis.

**Eine schwimmende Kirche.** Eine solche Kirche hat das Land der Über-raschungen, Nordamerika, aufzuweisen. Dieses Gotteshaus schwimmt auf dem Delaware; es wurde auf dem Verdecke zweier großer Boote errichtet und kann deshalb nach jeder beliebigen Uferseite befördert werden. Die Kirche macht, wenn sie auf dem Strome segelt, einen ergreifenden Eindruck, denn sie hat einen hohen Glockenturm, der sich über dem viereckigen Mittelstern erhebt, und auf der Spitze eine Flagge mit der weithin erkennbaren Inschrift „Bethel“ trägt. Auf dem Delaware strömen Schiffer aus vielen Ländern zusammen, und immer haben sie die schwimmende Kirche in ihrer Nähe.

**Gemeinnütziges**

**Makkaroni** müssen nach dem Kochen kaltgespült und dann in zerlassener Butter wieder erwärmt werden, wenn sie schön glänzend auf den Tisch kommen sollen.

**Latierte Stubentüren** dürfen nicht mit Seifenwasser gereinigt werden, weil dieses die Farbe wegähren würde.

**Gegen Frostbeulen** sind gebratene Zwiebeln ein gutes Mittel. Die Zwiebel wird ganz gebraten, auseinandergebrochen und die einzelnen Schalen so heiß wie möglich auf die erkrankte Stelle gelegt. Je früher dieses nach Erkennen des Erfrorenseins geschieht, desto sicherer und schneller ist die Heilung.

**Die Kaninchenställe** müssen im Winter vor Kälte geschützt sein und sind deswegen mit Decken aus Stroh oder Bast zu belegen. Der Stall selbst soll reichlich Streu aus Torf, Stroh oder Holzwohle enthalten.

**Wir machen bei frisch umgesetzten Kallapflanzen** gar häufig die Beobachtung, daß sich statt eines kräftigen Triebes deren viele mit schwach entwickelten Blättern bilden, die natürlich nicht blüßbar sind. Diese schwachen Sprossen müssen selbstverständlich entfernt werden. Die Schuld an diesem Verhalten liegt an dem Mangel einer Vegetationsruhe. Nach der Blüte wollen die Kallapflanzen ausruhen. Das können sie nur, wenn sie trocken und kühl gehalten werden nach der Blüte. Aber wie wenig wird diese Kulturforderung berücksichtigt!

**Taubenwitterung** (Taubenbeize). Lehm wird mit Salzwasser gut zusammengenettet, etwas Fenchel in die Masse gedrückt und diese zuletzt in einem Kästchen in den Taubenschlag gebracht.

**Erdbeeren** müssen lockeren, leichten Boden haben, der keine feste Kruste nach dem Regen bildet. Sie erlauben bei dichtem Stande keine Bodenbearbeitung, ohne welche sie aber in bündigen Böden nur mäßig gedeihen. Um die Krustenbildung zu verhindern, kann man den Raum unter und zwischen den Pflanzen mit altem Pferdemist bedecken. Dadurch wird vermieden, daß der Regen die feinen Bodenteile verschlämmt und die Oberfläche verkittet.

**Auflösung.**

41	34	39
36	38	40
37	42	35

**Scharade.**

Luftig pfeifend traf 3 4 ich neulich,  
 Seine 1 2 weibeten im Tal;  
 Doch seit gestern geht's 3 4 abscheulich,  
 Denn das Ganze macht ihm Schmerz  
 und Qual.

Melitta Berg.

**Homonym.**

In meinem Haushalt feste ich  
 Und bin aus Stahl und Eisen.  
 In einem Tiere kannst du mich  
 Desgleichen zweimal weisen.  
 Der Turner, fröhlich, frisch und frei,  
 Macht mich in Formen mancherlei.

Julius Falck.

**Anagramm.**

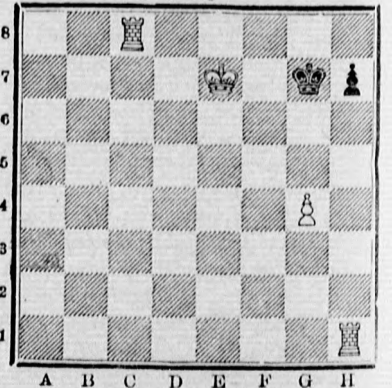
Wer von dem Namen einer Stadt  
 Nur einen Laut gestrichen hat,  
 Erhält ein Ding, bald groß, bald klein  
 Am Elefant, am Kästlein.

Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Problem Nr. 78.**

Von Fr. Sachmann in München.  
 (Südd. Schachblätter.)  
 Schwarz.



Weiß.  
 Matt in 3 Zügen.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Des Palindroms: Kar, Kaa, (Egelstange). — Der Scharade: Kähen, Pflöcken, Kägenpflöcken. — Des Wilderrätfels: Karneval.

Alle Rechte vorbehalten.  
 Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.